

Die Kunst des Festeierens.

Die Wogen des alljährlichen Festjubels gehen jetzt wieder am höchsten, da die Karnevalslust ihren Gipfel erreicht, und im Toben der Jazzmusik entlastet sich die Pracht der Kostüme und Masken, für die vielfach ein kostbarer künstlerischer Rahmen gefunden wird. Es ist eine allbekannte Erscheinung, daß in Zeiten, in denen die feste Ordnung von Staat und Gesellschaft schwankt, in denen schwere Krisen wirtschaftlicher und weltanschaulicher Art das seelische Gleichgewicht erschüttern, der Glanz und die Ausgelassenheit der Feste alles zu überdauern sucht. So war es in der Zeit der französischen Revolution, da man sogar „Bälle der Opfer“ veranstaltete, zu denen nur zugelassen wurde, wer Eltern oder Geschwister unter der Guillotine verloren hatte. Man trug dabei die Haare im Nacken rauf, wie es vor der Einrichtung jenseits, und der offizielle Festtag war ein kurzes heiliges Nüchtern, wie wenn der Kopf in den Hals des Scharrichters fallen sollte. Auch während des Wiener Kongresses, als der Körper des durch die napoleonischen Kriege geschwächten Europas sich in Judungen wand, fanden die internationalen Feste im Vordergrund, so daß das geistvolle Wort fiel: „Der Kongreß tanzte, aber konnte nicht vorwärts.“ Goethe beklagte diesen „Kausal der Menschheit beim Zusammenbrechen aller Verhältnisse.“ Ähnlich ist es auch heute, aber wie früher versucht man, diesen Tausend wenigstens mit Schönheit zu umgeben, und es sind heute wieder starke künstlerische Kräfte am Werke, die die Kultur der Feste auf eine höhere Ebene zu heben suchen. In einem Aufsatz der „Zeit. Monatshefte“ bringt Gertrud Seppin mancherlei Interessantes zu dieser Entwicklung der Festkultur bei.

Wie tief war das gesellschaftliche Niveau zur Zeit des 30-jährigen Krieges gesunken! Da werden z. B. in einer österreichischen Tafelordnung vom Jahre 1624 die Cavaliers ermahnt, sauber gekleidet vom Jahre 1624 die Fest zum Fest zu kommen, sich nicht die Finger abzulecken, nicht ins Tafeltuch zu schmeißen und nicht auf den Teller zu spucken; auch wurde verboten, sich mit

schmutzigen Knochen oder Trinkgefäßen zu bewerten und die Servietten „in Gedanken“ in die Tasche zu stecken. Flüssige Speisen löstete man noch aus der gemeinsamen Schüssel: man aß mit den Fingern, da Gabeln nur zum Vorlegen dienten. Der strenge Zwang der Etikette, der die Kultur der späteren Zeit bestimmte, war notwendig, um die Gesellschaft aus solcher Höhe herauszubringen, und wirklich glückte es im Laufe eines Jahrhunderts, wenigstens für eine dünne Schicht bevorrechteter Stände, eine vollendete Festkultur zu schaffen, die in den glanzvollen Tagen des Rokoko gipelt. Mit der Revolution aber brach ein neues Chaos herein, angezündet durch den Walter, der damals für ebenso ungesund wie unästhetisch galt. Als die reizenden Prinzessinnen von Mecklenburg, die spätere Königin Luise und ihre Schwester, 1794 sogar auf einem Berliner Hofball den verdünnten Walter zu tanzen wagten, erregten sie große Entrüstung. Die anti-antiquarische Mode der damaligen Zeit brachte eine gewisse Zügelung und Mäßigkeit in die Feste. Man veranstaltete Symphonien, bei denen man auf Musikstühlen saß, bei Gartenfesten und Lunetten in die Feste. Man veranstaltete Symphonien, bei denen man auf Musikstühlen saß, bei Gartenfesten und Lunetten in die Feste. Man veranstaltete Symphonien, bei denen man auf Musikstühlen saß, bei Gartenfesten und Lunetten in die Feste.

der Tanzpause ostentativ — die mitgebrachten Butterbrote verzehren. Der Schwerpunkt der Festkultur wurde immer mehr in die Zerstreuung verlegt, in der sie sich heute ausschließlich abspielt.

Der Haushaltsplan der sächsischen Landeskirche.

18. Dresden. Der am 5. März zusammentretenden evangelischen Landeskonferenz ist die Vorlage einer Abänderung des Kirchensteuergesetzes vom 10. März 1927 ausgegangen. Danach wird die Kirchensteuer in Form von Zuschlägen zur Einkommensteuer erhoben, jedoch mit der Maßgabe, daß der Zuschlag auf Grund einer vom Ministerium für Volksbildung erteilten Ausnahmebewilligung nach dem vollen Satze des vom Steuerpflichtigen an seinem Wohnorte zu entrichtenden Einkommensteuerbetrages zu berechnen ist. Eine weitere Vorlage sieht wiederum 4 Prozent der Reichseinkommensteuer als Landeskirchensteuer vor, wozu die Zuschläge der örtlichen Kirchenbehörden kommen. Der Haushaltsplan der Landeskirche für 1928 balanciert mit 7757176 RM. Aus der Landeskirchensteuer wird eine Einnahme von 6911976 RM erwartet. Unter den Einnahmen befinden sich weiterhin zwei Posten aus Staatsmitteln, und zwar 350 000 RM für die Pfarrerbildung und 494 000 RM für einmalig staatliche Kirchenbauten. Außerhalb des Staats sind noch verschiedene Leistungen des Staates an die Kirche, z. B. Ruhegehälter für die pensionierten Geistlichen, Zuschüsse für die Superintendenturen, Kosten für die Synodalbibliothek. Auf der Ausgabe Seite des Etats befinden sich die Gehälter der Geistlichen mit einem Gesamtbetrage von 5,35 Millionen RM. Für kirchliche Baubehelfen sind 750 000 RM vorgezogen. Das der Synode ausgegangene Kirchengesetz zur Änderung des Pfarrerbildungsgesetzes bringt in der Hauptlinie eine Angleichung an die Beamtenbesoldungsordnung.

Durch Rinfornu Torgynblatt

ist die älteste, größte und verbreitetste Zeitung am Platze.

Nummern mit insgesamt

26

im Monat Januar

364

seiten.

Inserate finden größte Beachtung und haben besten Erfolg.

auch jetzt noch für die Hauptartikel verantwortlich war, die von Zeit zu Zeit über ihn erschienen. Und alles das peitschte ihn auf zur Arbeit, ließ ihm keine Ruhe, bis das gewaltige Gemälde fertig war.

„Er ist ein Künstler,“ sagten die Sachverständigen mit aufrichtiger Bewunderung, „ein seltsames Genie. Aber er ist doch ein Schurke.“

Man ließ ihm seinen Ruf, ein zweiter Roscher zu sein, dem es vielleicht gelingen würde, den Vater noch zu überrufen. Mit Hilfe seiner Kunst würde er sich bald einen unsterblichen Namen schaffen. Aber dennoch, man drängte sich nicht an ihn, wie es sonst üblich war, wenn ein Stern aufstiege. Natürlich fand er seinen Kreis von Bewunderern auch, die ihm anbetend zu Füßen lagen, aber gerade die ersten Künstler, die gezeiten, deren Urteil der Welt so maßgebend war, sie hielten sich von ihm fern. Sie wollten Schmidwald jede Anerkennung, sie beschnitten ihm seine Vorbeeren nicht, aber als trennende Mauer stand hier der Name Maximilian Roscher. Schmidwald war sein Sohn, Schmidwald war jung und kraftvoll, hatte er wirklich an den Gemälden Maximilians mitgeholfen, so mußte er schweigen. Dieses schmähliche Hervorgehen des Toten vergab man ihm nicht.

Er litt darunter. Er sah jetzt ein, daß er zu weit gegangen war. Er bereute es, den Vater nicht mehr geschont zu haben, sich in erster Empörung so vergessen zu haben. Er versuchte seine Handlungswelt den Urteilen der verständlich zu machen. Aber wenn dann die Rede auf Melanie Roscher kam, stammte in ihm der alte Haß auf und er wies jedes Annehmen, das Bild der Madonnen aus der Öffentlichkeit zu entfernen, schroff zurück.

Nach in Jahrhunderten soll man sich beim Anblick dieses Bildes erzählen, was diese Frau mir angetan.“

Er blieb ein Einsamer, aber seine Kunst genigte ihm. Er schuf ein neues Bild. Die wunderbar schneidende Stimmung, die über dem Gemälde lag, trug ihm neue Anerkennung zu. Wenige Wochen später wurde ihm die Ehreung zuteil, die er erstrebte. Das Bild kam in die Galerie. War es Zufall oder Absicht, daß der von Schmidwald gemalte „Waldweiser“ direkt neben das Regenerer gehängt wurde.

Wieder standen die Sachverständigen vor den Bildern, und von Zeit zu Zeit wußte man doch, daß man heute tatsächlich glaube, daß auch das Regenerer ein Schmidwald sei. Aber deswegen stieg die Persönlichkeit Schmidwald als Mensch doch nicht in der allgemeinen Achtung.

Auch Melanie Roscher suchte die Galerie auf. Sie war tief verschleiert, niemand ahnte, daß unter diesen Kreppprogen sich das jetzt so bekannte Antlitz der Roscher'schen Gattin verbarg.

„Und wenn das Regenerer je einmal ein echter Schmidwald ist, so —“

Sie hörte die Worte. Schwiegend ging sie davon. An der untersten Treppentstufe traf sie mit Schmidwald zusammen. Auch er war gekommen, um sein Bild in der Galerie zu sehen. Dorthin schloß sie den Schleier zurück. „Sie wollen mich treffen, aber ich treffe Sie, Schmidwald.“ Dann ging sie davon.

Am nächsten Tage war sie frühzeitig wieder in der

Walerie. Sie stand lange, lange vor dem Bilde des Regenerers und schaute dann hinüber zum „Waldweiser“. Unwillkürlich preßte sie die Hände auf Herz. Es schmerzte, zu sehen, daß einer gekommen war, der in wenigen Jahren größer wurde als Maximilian Roscher. Das war nicht zu ertragen. Die Hand, die auf dem Herzen lag, halte sich zur Faust. „Ich zerbrech dir den Arm, der den Vorbeer meines Mannes zerpfücken will. Ich kröne mein Lebenswerk durch diese Tat.“

Ein Schuß fiel.

Der Galeriewärter stürzte herbei, kurz darauf zwei Herren, die ebenfalls frühe Besucher der Galerie waren.

Melanie Roscher lag am Boden. Man trug sie behutlos in das Zimmer des Direktors, betete sie auf den Divan. Sie schlug die Augen auf.

„Ich habe es selbst getan, ich kann nicht länger leben, er, Schmidwald, trieb mich in den Tod. Das Regenerer — die Waldweiser — es sind Bilder — meines Mannes. — Mit einer Lüge — auf den Lippen — geht man — doch nicht — in die Ewigkeit. — Es sind keine Bilder — ich schwöre es — man — wird — mit — glauben.“ Dann fiel sie zurück.

Es war, als ob ein Lachen des Triumphes über die Sterbenden Jäger ging.

Man brach unheimlich über Schmidwald den Stab.

Er selbst aber war erarrt ausgewählt, daß er nicht fähig war, allen diesen Angriffen entgegenzutreten. Schen zog er sich in sein Atelier zurück, versuchte in der Kunst Ruhe und Trost zu finden und sah, daß er doch eine unsichtbare Gewalt, die ihn nicht so lassen ließ, wie er es erhofft.

An einem Sonntag Nachmittag empfing der Einsame einen seltenen Besuch. Es war Armin Roscher. Er bot ihm zum Kaufe ein Werk an, eine Rechtsfertigung.

„Ich habe alles darin aufgeschrieben, mein bester Herr Schmidwald, von der Stunde an, da Sie mit meinem Vater malten. Ich habe versucht zu beweisen, daß mein Vater ein Fälscher war. Ich habe auch die Worte meiner sterbenden Mutter widerlegt. Dieses Buch ist für Sie hunderttausend wert. Nehlen Sie mir fünfzigtausend Mark, dann sollen Sie es haben.“

Schmidwald schaute auf. Jetzt erst sah er, daß der einst so elegante Roscher einen ziemlich berangierten Einwand machte. Es fiel ihm auch schwer, daß man schon lange munkelte, Armin Roscher gebe stark bergab. Im Trunk suchte er die Verluste zu vergessen, die ihm seine Spielbeidenchaft brachte.

Schmidwald lehnte ab. Immer stehender wurden Armins Bitten. Für dreißigtausend, für zwanzigtausend wollte er es hergeben. Und als ihm Schmidwald schließlich dann noch trotz des Widerwillens fünfzigtausend Mark auf den Tisch legte, griff Armin hastig danach, legte ihm das selbstgeschriebene Buch auf den Tisch und verschwand.

Übermal machte Armin Roscher von sich reden. Er veräußerte die wertvolle Einrichtung der Roscher'schen Villa, er machte alle die Roharbeiten zu Geld, er ging sogar noch weiter. Er verkaufte des Vaters Dankbriefen, seine Notizen, veräußerte sogar die Briefe, die terner an Melanie geschrieben hatten. Melanie erfuhr es zu spät, um diesem Wahnsinn zu steuern.

Mit einer überaus großen Summe schiffte sich Armin Roscher wenige Tage später nach Australien ein.

Nun waren die Karten aufgedeckt. Was die Familie Roscher in heißem Kampfe versucht hatte zu erhalten, brach zusammen. Die zahlreichen Schriftstücke bewiesen es schlagend, daß Schmidwald tatsächlich der Schöpfer der verschiedenen Bilder gewesen war, die Roscher in den letzten Jahren ausgestellt hatte. Und doch wagte kein Mensch auch nur ein Wort der Empörung über Maximilian Roscher zu sagen. Man hatte seine Briefe, die bewiesen, was der Kernste in der letzten Zeit gelitten, wie er von seiner ruhmwürdigen Gattin gequält und gequält worden war, wie sie ihn mit ihren Eisenfäusten nach eigenem Gutdünken zerdrückt und zertrümmert hatte. Man verstand aber auch Dietrich und lächelte ihm die Qualen nach, die er erlitten haben mußte. In die Herzen aller floß heißes, trübseliges Mitleid mit Maximilian Roscher, dem der Vorbeer in den letzten Jahren nur unglückliche Schmerzen gebracht hatte. Es war ein ergreifender Augenblick, als eine große Schar Roscher'scher Verehrer an dem Tage, da sich sein Tod jährte, hinaus zu dem kleinen Urnenfriedhof zog, um ihm weiße Rosen auf das Grab zu legen. Und einer der bedeutendsten Kollegen ergriff das Wort und rief dem Dahingegangenen herzlichste Worte nach, Worte der Liebe, Worte des Verheißens.

Niemlich fern vom Hügel stand ein Einsamer. Einer ließ den andern an, einer schlüpfte es dem andern zu: Schmidwald. Noch ein Jäger bei einigen der Männer, dann gingen einige hin zu ihm und reichten ihm die Hände.

„Auch Sie haben gelitten, auch Sie haben gefehlt, Sie sollten auch —“

„Ich habe bitter bereut, auch auf meinem Haupte liegen Vorbeeren, die mich blutig drücken.“

Schmidwald ist ein Einsamer geblieben. Herrliche Gemälde sind von seiner Hand entstanden, aber all die Ehren, die man ihm zugebracht hatte, wurden von ihm zurückgewiesen. Man hatte versucht, ihn in den Kreis der Kollegen zu ziehen, um ihm zu beweisen, daß man ihn nicht mehr so sehr verurteilte. Aber Schmidwald empfand doch, daß etwas Unausgesprochenes zwischen ihm und jenen stand, die sich Freunde eines Maximilian Roscher nannten.

Den Sommer über genoh er einige Wochen ungetrübten Glücks. Dann wollte er in Litva bei Dietrich und Susanne. In dem kleinen rebenumrankten Häuschen fiel die drückende und schwere Last von ihm ab, und wenn er auf Susanne sah, die in ihrem jungen Mutterglück besonders lieblich und verklärt ausstrahlte, zog auch mitunter ein Gefühl der Freude in sein Herz. Er versuchte vergeblich, den Schwager zu bewegen, in die Welt zurückzuführen. Aber Dietrich schüttelte ernst bei Kopf.

„Daß mich hier, Viktor, für mich ist Einsamkeit Glück. Ich finde den Frieden in meinem Weib und in meinem Kind.“

Zust in dem Augenblick trat Susanne ins Zimmer. Auf dem Arm hielt sie den kleinen Sohn. Da zog Dietrich die schlanke Gestalt an sich und lächelte sie innig